

Frauen, Konkubinen und Jesuiten

Autor(en): **Schnyder, Caroline**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **25 (2013)**

Heft 97

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-552053>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

寵



Begründer der China-Mission: Der Jesuit Matteo Ricci (1552–1610). Das Bild des Künstlers Yu Wen-hui (nach der Konvertierung Emmanuel Pereira) entstand kurz nach Riccis Tod.

Bild: Wikimedia Commons



Frauen, Konkubinen und Jesuiten

Im China des 17. Jahrhunderts konvertierten Frauen zum Christentum. Wie prägten die jesuitischen Missionare die Beziehungen zwischen Männern und Frauen? Von Caroline Schnyder

Im Jahr 1583 gründete der italienische Jesuit Matteo Ricci in der Nähe von Kanton oder Guangzhou die erste beständige katholische Missionsstation in China. Jesuiten, später auch Dominikaner und Franziskaner machten sich daran, die chinesische Bevölkerung für das Christentum, die «Lehre des Herrn des Himmels», zu gewinnen. Ende des 17. Jahrhunderts lebten in China rund 200'000 chinesische Christinnen und Christen. Sie bildeten mit weniger als einem Prozent der Bevölkerung eine kleine Minderheit, die sich auf das Christentum eingelassen hatte und offen war für den Austausch mit den Priestern aus dem «fernen Westen».

Eine ganze Reihe von Untersuchungen hat sich in den letzten Jahren dieser Begegnung verschiedener Kulturen und insbesondere der jesuitischen China-Mission angenommen. Im Zentrum dieser Untersuchungen stehen einerseits die Missionare, andererseits die chinesischen Beamten und Gelehrten oder *literati*, auf die sich die Jesuiten in ihrer Missionstätigkeit konzentrierten. Was aber war mit den Frauen der *literati*? Und wie wirkte sich das Christentum in China auf die Beziehungen zwischen Männern und Frauen aus? Nadine Amsler von der Universität Bern nimmt in ihrem Dissertationsprojekt diese Fragen auf und versucht, die Geschichte der China-Mission aus der Gender-Perspektive neu aufzurollen.

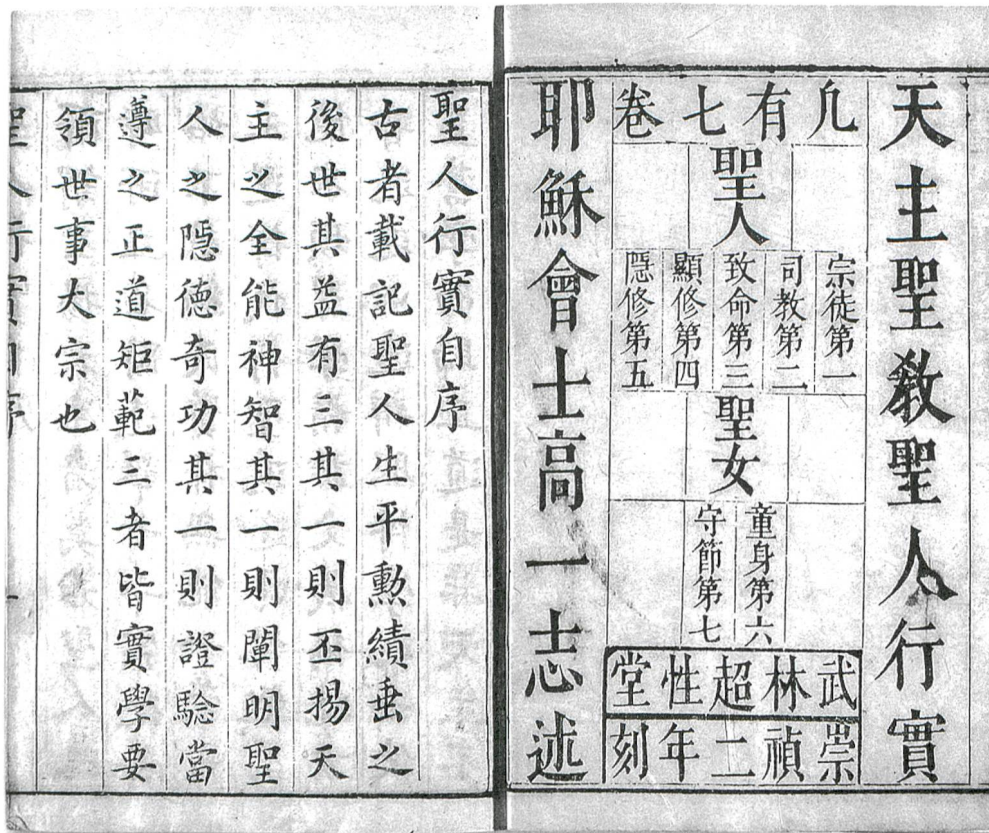
Eine besondere Herausforderung stellen dabei die Quellen dar: Zwar gibt es zahlreiche Schriften zur jesuitischen China-Mission in den Archiven Europas und Chinas. Nadine Amsler hat jedoch kein einziges Originalschriftstück einer Frau gefunden, obschon sie zu Beginn ihres Projekts auf solche Dokumente gehofft habe. Sie bürstet deshalb die Quellen aus Männerhand durch, europäische wie auch chinesische, wendet und dreht sie und liest sie gegen den Strich, immer auf der Suche nach Hinweisen auf weibliche Religiosität, Geschlechtervorstellungen und Geschlechterbeziehungen, die sie dann in die sinologische Forschung und die Forschung zu katholischen Missionen einzubetten versucht.

Alltagsrituale für den Nachwuchs

Die derart fokussierte Untersuchung der Briefe, Traktate und Pamphlete fördert vieles zutage. Vor allem wird klar, dass der Blick auf die Geschlechter auch denjenigen hinter die Kulissen, in die Familien und den Alltag ermöglicht. Zu Nadine Amslers wichtigsten Ergebnissen gehört, dass sich weibliche Religiosität im chinesischen Christentum als «Familienreligion» und oft ohne religiöse Experten entwickelte. Vor allem Frauen der konfuzianisch geprägten Oberschicht lebten ihre Religion innerhalb der Familie, übernahmen die Rolle religiöser Mittlerinnen und bewirtschafteten

Europäischer Blick hinter exotische Kulissen: Kupferstich einer chinesischen Hofdame (Athanasius Kircher, «China illustrata», Amsterdam 1667). Bild: Zentralbibliothek Zürich

Zur Ehre der «Lehre des Herrn des Himmels»: Titelseite von Alfonso Vagnonis chinesisch-christlichen Heiligenviten («Shengren xingshi», Hangzhou 1629).



Hauskapellen auf dem Familienanwesen. Wichtig waren Alltagsrituale, die um den Nachwuchs kreisten - die christliche Maria scheint unter anderem die buddhistische Fruchtbarkeitsgottheit Guanyin ersetzt oder ergänzt zu haben.

Möglichst wenig berühren

Mit jesuitischen Missionaren hatten die Frauen fast keine direkten Kontakte. Ein, zwei Mal im Jahr nahmen sie vielleicht an einer Messe teil und begegneten den Priestern aus Europa bei der Spendung der Sakramente. Die Sakramentsspendung, sogar die Beichte, spielte sich im Beisein der männlichen Familienmitglieder ab. Bei der Taufe oder der letzten Ölung achteten die Jesuiten darauf, die Frauen möglichst wenig zu berühren. Sie verzichteten also, abgesichert durch - allerdings sehr weit ausgelegte - Dispense der römischen Kurie, auf bestimmte sakramentale Handlungen, etwa darauf, Salz auf die Zunge des Täuflings zu legen oder die Füsse der Kranken mit Öl zu salben. Solche Berührungen wären in der konfuzianischen Elite als anstössig und skandalös gedeutet worden.

Die Erklärung dafür, dass sich Jesuiten und chinesische Christinnen kaum begegneten, hat nach Amslers Untersuchungen

nicht nur mit chinesischen Vorstellungen zu tun, sondern auch mit der Missionsstrategie der Jesuiten, der Anpassung oder Akkommodation. Als mit Matteo Ricci 1583 die ersten Jesuiten nach China kamen, kleideten sie sich wie die buddhistischen Mönche, die sich als jenseits der konfuzianischen Geschlechterordnung verstanden und somit Zugang zu den Frauengemächern hatten. Besonders Matteo Ricci scheint sich aber in dieser Rolle nicht wohl gefühlt zu haben. Schon 1592 entschied er sich zusammen mit seinen jesuitischen Kollegen, die Missionstätigkeit auf die *literati* auszurichten und sich an diese anzupassen. So übernahmen die Jesuiten neben der Kleidung der Beamtengelehrten auch deren Verhaltensweisen: Unter anderem verfassten sie Traktate in gelehrtem Chinesisch - nur so konnten sie die Anerkennung der *literati* gewinnen - und hielten sich streng an das konfuzianische Ideal der Geschlechtertrennung.

Diese Anpassungsstrategie der Jesuiten hat gemäss Amsler dafür gesorgt, dass die Kontakte zu Frauen selten waren - anders etwa als bei den Bettelorden der Dominikaner und Franziskaner, die sich eher an einfachere Leute wandten. Die Anpassung der Jesuiten an die konfuzianische Elite

hatte jedoch Grenzen. Die besonders in der Oberschicht verbreitete Polygynie, das Zusammenleben eines Mannes mit mehreren Frauen, konnten die Jesuiten nicht akzeptieren. Konversionswillige Männer, die der Regel «ein Ehemann, eine Ehefrau» nicht entsprachen, liessen sie deshalb zur Taufe nicht zu, und sie exkommunizierten Christen, die sich nach der Taufe eine Konkubine nahmen.

Auf dem Konkubinenmarkt

Für die *literati* stand das Monogamiegebot in scharfem Widerspruch zur Praxis und zu den Erwartungen der Gesellschaft: Dem Mann eine einzige Frau gegenüberzustellen war ihnen fremd, und die Vorstellung, ihre Familie möglicherweise ohne männlichen Nachwuchs zurückzulassen, war für die meisten inakzeptabel. Nadine Amsler findet in den Quellen Konversionswillige, die sich deshalb gar nicht erst taufen liessen, aber auch Christen, die sich von ihren Konkubinen trennten.

Was mit den Konkubinen geschah, scheint die Jesuiten nicht besonders gekümmert zu haben. Für die Frauen im Haushalt eines Konvertiten war das christliche Monogamiegebot somit ambivalent: Vielleicht verbesserte sich zwar die Stellung der Hauptfrau, das Schicksal der Konkubinen war jedoch ungewiss. Manche landeten als käufliche Ware wohl wiederum auf dem Konkubinenmarkt.

Wie aber veränderte das Christentum die Geschlechterbeziehungen über die einzelnen christlichen Familien hinaus? Dieser Frage ist Nadine Amsler auf der Spur, doch ist eine einfache Antwort schwierig: Denn womit soll sie die chinesisch-christlichen Verhältnisse in so weit entfernten Orten wie Guangzhou, Shanghai, Xi'an oder Beijing vergleichen? Mit welchen Situationen, Familien, Schichten? China ist viel vielschichtiger, als es scheint, sagt Nadine Amsler, mit Vereinfachungen sollte man sich nicht zufrieden geben. Das wäre eine Botschaft, die sie gern in die aktuellen Diskussionen über China einwerfen würde: Bereits die Missionare des 17. Jahrhunderts seien fasziniert gewesen von der Komplexität der chinesischen Kultur. Es lohne sich, sich dieser Vielfalt zu stellen.